



Wir als *studiolab*. *Arbeit an Arbeit* arbeiten schon heute daran, diese Utopie zu leben.

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/01.07>

Sven Bergmann

Arbeit. Widersprüche. Noch (k)ein Streik

Ich freue mich, dass unter Kolleg*innen wie *studiolab* über Alternativen jenseits des Normalbetriebes nachgedacht wird. Gerade in der Pandemie, der Störung par excellence, begegnete mir eher die Immer-Weiter-Performance: in ständig müden Gesichtern auf Zoom-Kacheln (meins gespiegelt und eingeschlossen). Dieses vollkommene Am-Ball-Bleiben statt mal Innezuhalten, irritierte mich, während (so zumindest im ersten 2020er-Lockdown) für kurze Zeit der Verkehr und die Fabriken fast stillstanden, andere Menschen ausschließen oder spazieren gingen und die Krokusse blühten. Dabei lernten wir, dass unsere ach so wichtige Arbeit nicht zu den kritischen Infrastrukturen gehörte, für die noch Kinderbetreuung angeboten wurde. Durch die schnelle Umschaltung auf Online-Arbeit, -Lehre, -Sitzungen wurden Arbeits- und Reproduktionssphäre noch entgrenzter als zuvor gelebt: Ich arbeite hier in meinem Zuhause – aber auch in dem Zuhause meiner Mitbewohner*innen oder Kinder – die Folgen davon sind noch nicht abzusehen.

Studiolabs Manifest besteht aus Bestandsaufnahme, Wendung und einem Programm. Ich schätze den revolutionären Funken darin, der gewiss manchmal unterschiedener blitzen könnte. Es erinnert mich an Gramsci, auch wenn es abgegriffen klingt: „Pessimismus des Verstandes, Optimismus des Willens“. *Studiolab* betont, dass es einen langen und produktiven Zeitraum im Vielnamenfach gegeben hätte. Welche Zeit meint ihr damit? Ich vermute die Jahrzehnte zwischen den 1970er-Hochschulreformen bis zu Bologna? Oder wie es Heinz Steinert einmal so schön ausdrückte, die westdeutsche Nachkriegs-Universität als „Betriebsunfall der Geschichte“. Wie auch immer wir diese Zeit bewerten wollen – ich würde das eher als offene Frage formulieren –, sie wird ab den 1990er Jahren vom (in Deutschland verspäteten) Neoliberalismus überlagert. Der wird auch bei *studiolab* als Hauptfeind

ausgemacht, wengleich das Gespenst des Feudalismus immer noch sein Unwesen treibt. Hier scheint mir genau die Krux zu liegen, die das Terrain so erschwert. Wären es „nur“ knallharte neoliberale Bedingungen, dann wüssten wir wenigstens, woran wir wären, oder „nur“ feudale Bedingungen, dann könnten wir sie besser ins Leere laufen lassen. Es ist die Liaison zwischen Neoliberalismus und Feudalismus, die so nervt, die keine erwachsenen Menschen an Universitäten außerhalb der Professur kennt, nur Nachwuchswissenschaftler*innen, auch wenn diese fast schon ein Senior*innen-Ticket besitzen.

Ich bin vor zwei Jahren (kurz vor dem Zuschlagen des Wissenschaftszeitvertragsgesetzes) als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Museum entfristet worden (nach ca. 16 Jahren Stipendien, befristeten, meist halben Stellen, eigenen Drittmittelprojekten, unterbrochen von zwei Elternzeiten und dreimaliger Überbrückung mit Arbeitslosengeld I und II). Ich kann mich nicht beschweren, ich sollte zufrieden sein – und d'accord, es ist eine bessere Ausgangssituation als vorher. Als einziger Akademiker in meiner Verwandtschaft werde ich jetzt im mittleren Alter beglückwünscht, dass ich nun endlich mal meine „Ausbildung“ und diverse „Praktika“ beendet habe. Freilich lohnt sich ein Blick auf die materiell-symbolische Situation so einer Entfristung. Von mir wurde gefordert, einen Fünfjahresplan an anvisierten Drittmittelprojekten einzureichen, der einer Bewerbung auf eine Professur würdig gewesen wäre. Aber man trägt ja vieles mit Humor. Was leider humorlos blieb, war die Abwicklung. Es war kein Fest. Mein Antrag auf Entfristung wurde lange nicht bewegt, als ich dann eine Zusage bekam, war es nicht so: „Hey gute Arbeit, wir wollen Sie und ihre Ideen wirklich weiter haben“, sondern fühlte sich eher an wie: „Nun ja, okay, wir behalten Sie halt länger“. Wie ein Gnadenbrot, wonach man sich schon etwas schlecht, schuldig oder demütig fühlen soll.

Diese Mischung, das Unmögliche in der Zukunft zu verlangen (Drittmittel-Versprechen auf Lebenszeit) bei gleichzeitiger Nicht-Anerkennung des schon Erbrachten erinnert an die Diagnose der Kontrollgesellschaft bei Deleuze: das „Nie-Fertig-Werden“. Um das Gemachte geht es nicht mehr, schon gar nicht, es mal zu feiern oder zu reflektieren – dafür gibt's keine Punkte in der Evaluation. Als Teil der Leibniz-Gemeinschaft werden in meiner Institution einmal im Jahr sogenannte Programmbudget-Gespräche geführt, wo zukünftige und erwartbare (verwertbare) Leistungen abgefragt werden.

Genug lamentiert. Zurück zur Frage: Wie wollen wir arbeiten? Oder wollen wir wirklich so viel arbeiten? *Studiolab* starten ihr Manifest sehr Anna Tsing-ish und es wird eine reparative Vision eines Lehrens und Forschens in Ruinen vorgeschlagen. Von Tsings *Matsutake*-Buch habe ich viel gelernt, mich aber gefragt, ob ihre Vision politisch trägt: Was bedeutet dieses Leben in Ruinen? Können wir nicht nach mehr streben, als in „Orientierungslosigkeit“ und „Verzweiflung“ zu arbeiten und zu leben

und auf Krokusse zu hoffen? Welche Arten von kollektiven Aktionen werden durch so eine Perspektive vorgeschlagen und eröffnet?

Studiolab schlagen neue Verwandtschaften, Keime, Häuser und 17 Punkte vor. Ich kann mit den meisten etwas anfangen. Es sind Perspektiven des Zuhörens, des Zeit-Nehmens, der Sorge, der Entschleunigung, der Kooperation und der Solidarität. Solidarität, wie sie von Bini Adamczak definiert wird: als relationale Kraft zwischen uns, damit wir einander nicht egal sind. Nur: Wann sollen wir diese 17 Modi eines besseren Arbeitens alle tun? Gerade weil die Infrastrukturen verwundbar geworden sind, wann sollen wir diese Reparatur- und Instandsetzungsarbeiten leisten? Wer sorgt sich dann um uns und unsere Angehörigen? Wird hier nicht die ganze Verantwortung, Reflexion, Care-Arbeit zu neuem Stress? Wollen wir wirklich so viel arbeiten? Ich will auch weniger arbeiten, weniger entgrenzt arbeiten, weniger (digital) verfügbar sein.

Es bleibt paradox: Ich gehe diese Woche zum Klimastreik, zu dem Fridays for Future aufruft, und werde dort meine Schulkinder treffen. Nur bin ich dann im Gegensatz zu ihnen nicht im Streik, sondern habe aufgrund von Überstunden, die abgebaut werden müssen, Freizeitausgleich genommen. Das heißt, es juckt niemand, wenn ich an diesem Freitag streiken werde. Mein Streik wird erst dann relevant, wenn deswegen ein Antrag nicht eingereicht wird oder er die Evaluation gefährden würde. Oder konkret im solidarischen Alltagshandeln: Was machen wir mit Kolleg*innen, die wegen des WissZeitVG rausfallen (werden)? Sind wir dann alle traurig oder geben wir von unserer Stelle oder unserem Lohn etwas ab oder... – Symptome kurieren statt Systeme abschaffen? Hier vermisste ich den Antagonismus bei *studiolab*, den Stachel, die Arbeit am Widerspruch.

Ein paar Vorschläge:

1. *Von der Bestandsaufnahme zur militanten Untersuchung*: Wie sehen unsere Arbeitsverhältnisse aus? Wie sahen akademische Arbeitsverhältnisse aus, als Drittmittel noch etwas Außergewöhnliches waren (und im Osten der Mittelbau noch entfristet war)? Um die Elemente von Feudalismus und Neoliberalismus besser zu fassen, wäre die militante Untersuchung unserer Arbeitsverhältnisse ein erster Schritt – und von Marx' Fragebogen für Arbeiter über operaistische und feministische Ansätze sind so viele Methodenkoffer schon vorhanden.
2. *In der Wendung konkrete Kämpfe der Solidarität identifizieren*: Zwar wirkt der akademische Mittelbau als träge Masse, aber vielleicht gibt es sie ja doch, die lohnenden, die versteckten, die aktiven und passiven Kampferfahrungen, insbesondere gegen das WissZeitVG. In Frankfurt fand ich die Anfänge der alternativen Gewerkschaft „unter_bau“ vielversprechend, auch weil sie sich auf alle Beschäftigungsverhältnisse in der Universität bezogen haben. Die wichtigsten Impulse kommen hier zudem aus Ländern, in welchen sich die Krisen der letzten 15 Jahre stark auswirkten, aber auch neue soziale Kämpfe ausbildeten.

3. *Noch mehr Praktiken etablieren, die kreative Sprengkraft haben* – die auch woanders anecken und auch mal wehtun, den Finger in die Wunde legen, an denen kein leichtes Vorbeikommen ist: Das ist gar nicht so schwer. Das feministische und anti-koloniale „Civic Laboratory for Environmental Research“ in Neufundland schuf neue Regeln für Gerechtigkeit in der Autor*innenreihenfolge von Artikeln. Das ist überhaupt nichts Großes, aber dennoch birgt es unglaublich viel Sprengkraft gegenüber einem akademischen Spiel, das jahrzehntelang Hierarchien verdichtete. Ansonsten gründet zwei, drei viele *studiolabs*, schafft neue Relationen!

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/01.08>

Sabine Hess

Doing University Otherwise

„I am no longer accepting the things I cannot change. I am changing things I cannot accept.“ Mit diesem Spruch von Angela Davis, gedruckt auf der gläsernen Eingangstüre, empfing mich erst kürzlich das Sozialwissenschaftliche Department der Universität Leuven. Auch Stuart Hall oder Elinor Ostrom waren mit kurzen knackigen Sprüchen auf weiteren Eingangstüren zu dem Universitätsgebäude zu finden, die alle die Frage politisiert aufwarfen, was für eine Art von wissenschaftlicher und theoretischer Praxis hinter den Türen vonstattengehen könnte. Ich war freudig irritiert von diesen expliziten Statements, die Theorie- und Wissensproduktion in den Horizont gesellschaftlicher Veränderung einbanden, und realisierte gleichzeitig die Kluft zwischen dem erlebten Universitätsalltag und den Sprüchen derartiger Wissenschaftsikonen. In diesem Sinne ist dem Autor:innenkollektiv *studiolab* für ihre Schrift „Wie wir arbeiten wollen“ zu danken, die Frage nach den Produktionsbedingungen des Wissenschaffens an deutschen Universitäten in aller Wut und mit allem Mut neuerlich aufzuwerfen und mit dem *studiolab* eine Vision zu skizzieren, wie im Hier und Jetzt eine „Kultur des Zusammen-Arbeitens“ stärker und bewusster gestaltet werden könnte: solidarisch, kollegial, in Netzwerken, gewaltsensibel und kritisch-reflektiert gegenüber Selbstökonomisierungs- und Verwertungslogiken – das alles klingt gut, ist überfällig; es erinnert mich auch an vergangene Versuche, wie an das 2010 verfasste Templiner Manifest der GEW, mit welchem sie insbesondere die Prekarisierung des Mittelbaus und des Karrierewegs „Akademiker*in“ durch die Politik der Zeitverträge anzugreifen versuchte. Davor war es zu Beginn der 2000er Jahre die EuroMayDay-Bewegung quer durch Europa, die Fragen der Prekarisierung von Arbeit und Leben und dabei auch den Umbau der Universitäten zur „knowledge factory“ fantasievoll auf der Straße problematisierte. Einige aus dem weiten Feld des Vielnamenfaches können sich sicherlich an